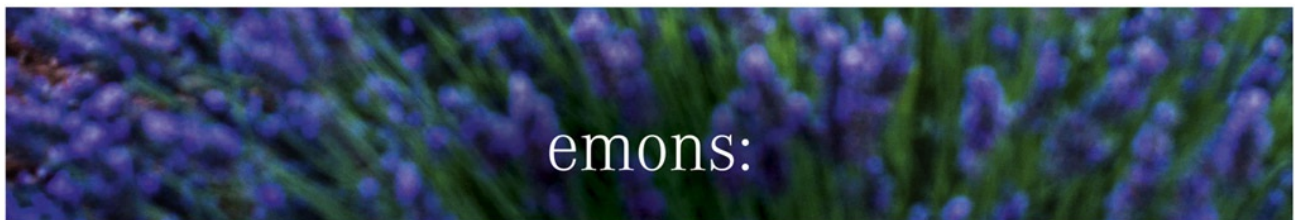




RALF NESTMEYER

# **DIE TOTEN VOM MONT VENTOUX**

*Provence Krimi*



emons:

»Ist sie verletzt?«, fragte Malbec und deutete auf das blutverschmierte Kleid des Mädchens. »Brauchen wir einen Arzt?«

Chantal schüttelte den Kopf. »Das Blut stammt wohl nicht von ihr.«

Beruhigend sprach sie auf das Kind ein, das in ihrer Obhut leise zu schluchzen begonnen hatte, und wiegte es sanft hin und her.

Réval sah Malbec vielsagend an. »Alors?«

»Ach, Chantal«, fühlte Malbec sachte vor und sprach ihren Namen betont langsam aus, »wie wäre es, wenn du dich eine Zeit lang um die Kleine kümmern würdest?«

»Bitte?«, antwortete Chantal irritiert, während sie dem Mädchen beruhigend über das Haar strich.

»Mein Vorschlag war durchaus ernst gemeint«, bekräftigte Malbec lächelnd.

»Das hier ist nicht meine Baustelle, wie ihr euch vielleicht denken könnt. Außerdem wäre es besser, einen Sozialdienst zu verständigen, damit sich geschultes Fachpersonal um das Kind kümmern kann«, befand Chantal.

»Ja, aber das dauert zu lange, daher wäre es wohl das Einfachste und Beste, wenn du das vorerst übernimmst. Jedenfalls so lange, bis die Angehörigen ausfindig gemacht und verständigt sind.«

»Das meint ihr jetzt nicht wirklich? Außerdem bin ich hier nicht entbehrlich.«

»Soll ich etwa unseren Offiziersanwärter Taurel damit betrauen?«, fragte Malbec.

»Außerdem hast du doch so viele Überstunden«, flötete Réval.

Chantal verdrehte die Augen, musterte das Mädchen, das seinen Kopf an ihre Schulter gelehnt hatte, und stimmte schließlich zu.

Réval räusperte sich und teilte mit, dass er bereits veranlasst habe, die Toten in die Gerichtsmedizin zu transportieren. Ein Leichenwagen sei unterwegs. Die Obduktion der Opfer könne somit umgehend erfolgen.

Malbec ging den Parkplatz hinunter, wo er von Sauteuil sehnlichst erwartet wurde.

»Wem gehört eigentlich der alte Citroën da drüben?«, wollte er wissen.

»Mir – warum? Ich habe mir die Kiste für ein paar Besorgungen ausgeliehen.«

»Nun, ich befürchte, Sie haben da ein Problem.«

»Wieso, habe ich falsch geparkt?«, blaffte Malbec.

»Nein, aber es tropft weiße Farbe aus der Heckklappe«, erklärte Sauteuil mit einem verschmitzten Grinsen.

»Auch das noch!« Malbec entfernte sich fluchend.

## ZWEI

Obwohl Olivier Malbec mittlerweile schon seit eineinhalb Jahrzehnten in der Provence lebte, fiel es ihm manchmal noch immer nicht leicht, den eigenartigen Singsang der Einheimischen zu verstehen. Der breite, vollmundige Akzent des Midi faszinierte ihn, doch er selbst bestellte Brot und Wein mit einem nasal modulierten *pain* und *vin* statt mit einem satten *päng* und *väng* und drückte seine Zustimmung mit einem dezenten *oui* statt mit einem kräftigen *uä* aus.

Es kam zwar nur selten vor, aber manchmal ließ man ihn spüren, dass er ein »Fremder« war, dass er nicht dazugehörte. Er kannte diese Ablehnung, die vor allem den Parisern in der Provence entgegenschlug, da man sie gern für den Anstieg der Immobilienpreise verantwortlich machte. Dabei wären viele Dörfer aus Mangel an Arbeitsplätzen und Infrastruktur vom Aussterben bedroht, hätten nicht vermögende Ausländer – und darunter selbstverständlich auch zahlreiche Pariser – einen Zweit- oder Alterswohnsitz in der Region erworben. Doch allein aufgrund seines überschaubaren Gehalts fühlte sich Malbec diesem Feindbild nicht zugehörig.

Schon durch die »zweisprachigen« Ortsschilder wurde er daran erinnert, dass es noch eine andere Provence gegeben haben musste. Unter dem französischen Ortsnamen fand sich stets eine gleich große Metalltafel mit der provenzalischen Schreibweise. Cavaillon stand auf den rot umrandeten Schildern gleichbedeutend neben Cavalhon, und am Ortseingang von Gordes wurde man dezent darauf hingewiesen, dass die D 15 hier durch Gòrda führte.

In seinen ersten Dienstjahren hatte Malbec mit einem älteren Kollegen namens Claudel zusammengearbeitet, dessen Hobby die regionale Sprachkultur gewesen war. So wie andere ihre Freizeit beim Angeln oder Golfen verbrachten, so hatte sich Claudel seit Jahrzehnten mit der Geschichte und den verschiedenen Ausprägungen des Provenzalischen beschäftigt. Und Malbec hatte in den zwei Jahren, in denen er sich ein Büro mit Claudel teilte, gewissermaßen einen diesbezüglichen Crashkurs belegt.

Claudel hatte ihm damals ausführlich erklärt, dass das Provenzalische einer der Hauptdialekte des Okzitanischen sei. Das Okzitanische hatte sich aus dem spätantiken Vulgärlatein entwickelt und im Zeitalter der Troubadours seine größte Blüte erlebt. Es war nicht nur die Sprache des Volkes, es wurde gleichberechtigt mit dem Latein auch als Amtssprache gepflegt.

Wie Claudel ausgeführt hatte, ging das Wort *oc* auf das lateinische *hoc* zurück, während sich aus dem im Norden Frankreichs verbreiteten *oil* das heutige *oui* herausgebildet hatte.

Lange Zeit standen beide Sprachgemeinschaften gleichberechtigt nebeneinander; erst die Vernichtung der Katharerkultur leitete den Niedergang des Okzitanischen ein. Zahlreiche Adelige und Mönche strömten damals aus dem Norden Frankreichs herbei, um sich

Ländereien und Pfründe zu sichern, und brachten dabei ihre Sprache mit.

Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde die *langue d'oïl* auch in Südfrankreich zur gebräuchlichen Verwaltungssprache. Das Provenzalische wurde im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zurückgedrängt. Als nach der Revolution von 1789 die allgemeine Schulpflicht eingeführt wurde, war das Französische als einzige Unterrichtssprache zugelassen. Da sich im Gebrauch des Französischen der soziale Aufstieg manifestierte, wurde das Provenzalische nur noch im bäuerlichen Milieu gesprochen.

Doch die Provenzalen rebellierten sanft. In der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand der Félibrige, eine sprachlich-kulturelle Erneuerungsbewegung, die vom Aufkommen eines provenzalischen Nationalismus beeinflusst wurde. Ihr bekanntester Vertreter war Frédéric Mistral, der im Jahre 1904 für sein Bauernepos »Mirèio« sogar mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet worden war. Ein paar Jahre später hatte Malbec einmal in einem Antiquariat in einer älteren Ausgabe dieses Buches geblättert, es aber als langweilig und sehr sperrig empfunden.

Zuletzt war es dann der nationalistische Front National von Le Pen, der mit dem Slogan »La Prouvènço ais Prouvençaus« Stimmung gegen Immigranten machte und die Provence für die Provenzalen reklamierte.

Eigentlich hatte sich Malbec nicht vorstellen können, Paris jemals zu verlassen. Er hatte im Hôpital Saint-Joseph das Licht der Welt erblickt und kannte jeden Straßenzug innerhalb des Boulevard périphérique. Er liebte das Nachtleben im Bastille-Viertel, die trägen Sonntage auf der Terrasse eines Straßencafés und die Spaziergänge am Canal Saint-Martin. Frankreich war für ihn Paris; für den provinziellen Rest hatte er sich nie wirklich interessiert, sah man von den diversen Urlaubsreisen ab.

Zur Polizei war Malbec nach einem abgebrochenen Politikstudium eher durch Zufall gekommen. Er hatte nicht damit gerechnet, dass man ihn zum Bewerbungsgespräch einladen würde. Und als dann die Zusage kam, hatte er noch bis zum letzten Tag gezögert, da er sich nicht sicher gewesen war, ob dies tatsächlich der richtige Beruf für ihn war.

Die Ausbildung war hart gewesen, doch hatte sie ihm mehr Spaß gemacht, als er erwartet hatte. Ein Jahr unterstützte er den Sicherheitsdienst der französischen Botschaft in Kairo, anschließend landete er bei der Drogenfahndung und verdiente sich dort seine ersten Sporen. Schon bald wusste er, wo sich nachts am Seineufer oder im Bois de Vincennes die Dealer trafen; er war mit der Drogenszene von Barbès, diesem finsternen arabischen Souk im Schatten von Sacré-Cœur, vertraut und kannte ihre Gestik und ihren Jargon, mit dem sie ihre Vorbilder aus den Rap-Videos imitierten, um in den Straßen der Goutte d'Or besser zu bestehen.

Malbec hatte ein lokales Kontaktnetz aufgebaut, so dass er frühzeitig informiert worden war, wenn wieder einmal schlecht gestrecktes Heroin im Umlauf gewesen war. Stolz war er immer noch auf seinen größten Coup, bei dem es ihm gelungen war, eine Lieferung von einer halben Tonne Kokain kurz vor der Übergabe zu beschlagnahmen.

Doch dann hatte er Valérie kennengelernt, als er seinen Sommerurlaub im Ferienhaus von Freunden in Bandol an der Côte d'Azur verbrachte. Schon nach wenigen Minuten war er ihrem Lachen verfallen, mit ihren anderen Reizen geizte sie noch beträchtlich länger.

Da Valérie in Marseille beim Office de Tourisme arbeitete, führten sie zwangsweise eine Wochenend- und Fernbeziehung. Doch nach zwei Jahren waren sie es leid gewesen, ständig mit dem TGV hin- und herzapendeln, auch wenn der Schnellzug nur dreieinviertel Stunden benötigte. Hinzu kam, dass die Dienstpläne der Drogenfahndung mit ihren vielen unvorhersehbaren Abend- und Wochenendeinsätzen die Zweisamkeit nicht gerade förderten. Schweren Herzens hatte sich Malbec entschieden, einen Versetzungsantrag nach Marseille zu stellen, der überraschend schnell genehmigt wurde, nachdem ihn sein Dienststellenleiter stirnrunzelnd gefragt hatte, ob er das ernsthaft wolle.

Valérie hatte ihm die Kriminalromane von Jean-Claude Izzo geschenkt, um ihm den Umzug zu erleichtern. Und obwohl er Krimis eigentlich nicht mochte, hatte er Izzos Marseille-Trilogie mit Vergnügen gelesen.

Oberhalb des Vieux-Port hatten sie gemeinsam eine schöne Wohnung im Panier-Viertel bezogen, das damals gerade im Umbruch gewesen war und sich allmählich von seinem schlechten Ruf löste. Malbec hatte das mediterrane Lebensgefühl und die Nähe zum Meer schnell schätzen gelernt, doch wurde er im Großstadtmoloch von Marseille nie heimisch; ihm fehlten die Kontakte zur Drogenszene, die er sich in Paris über die Jahre hinweg erarbeitet hatte.

In Marseille fühlte er sich oft als Fremdkörper, zudem erschreckte ihn immer wieder die ungewohnte Brutalität, mit der die verfeindeten Clans ihre Territorien absteckten. Einmal war ein Caïd, wie die führenden Drogenhändler genannt wurden, im berüchtigten Stadtteil Val-Plan vor den Augen seiner neunjährigen Tochter auf offener Straße mit einer Kalaschnikow-Salve buchstäblich hingerichtet worden. Nur durch Glück blieb das Mädchen nahezu unverletzt. Die Täter – sie flohen in einem gestohlenen Kleinwagen, der später in Marignane unweit des Étang de Berre ausgebrannt aufgefunden wurde – wurden nie gefasst.

Die Drogenmafia hatte im Milieu eine Parallelwirtschaft etabliert, wobei auch immer wieder Polizisten vor diesem Krebsgeschwür kapitulierten und sich korrumpieren ließen. Eines Tages entging Malbec bei einer Wohnungsdurchsuchung in dem als »Cité interdite« berüchtigten La Castellane nur durch viel Glück einer Schießerei aus dem Hinterhalt. Einer der als Aufpasser arbeitenden Choufs musste die umgangssprachlich *charbonneurs* genannten Dealer gewarnt haben. Und die Gesetzlosen folgten nur ihren eigenen Regeln und Moralvorstellungen.

Als Valérie die stellvertretende Leitung des »Comité départemental du tourisme« in Avignon angeboten worden war, hatte sie nicht lange gezögert und den interessanten Posten angenommen, der ihr neue Perspektiven eröffnete. Schon bald stand die Idee im Raum, Marseille zu verlassen und sich in der einstigen Papstmetropole oder irgendwo in



einem der kleinen Städtchen in der Umgebung niederzulassen.

Im Rückblick fiel es Malbec leicht, zu behaupten, dass die sich abzeichnenden Risse in ihrer Beziehung nicht zu überbrücken gewesen waren, die gemeinsamen Zukunftspläne erschienen da als letzter Rettungsanker.

Zudem war ihm die aggressive Stimmung in den Drogenghettos von Marseille mit ihren klaren Frontlinien regelrecht verhasst gewesen und hatte seine Lebensfreude erheblich gemindert. Monat für Monat stumpfte er mehr ab. Die von Graffiti, Vandalismus und heimtückischen Morden gezeichnete Spirale der Gewalt näherte sich dem Abgrund, und er wollte nicht hinabgerissen werden. Zwar arbeitete die Stadtverwaltung damals daran, Marseille als zukünftige Europäische Kulturhauptstadt zu einem neuen Image zu verhelfen, aber Malbec glaubte nicht daran, dass dies die Kriminalitätsrate abschwächen würde. Vielmehr würden im Zuge dieser Umstrukturierungsmaßnahmen die Armen und Abgehängten nur weiter in die verruchten Viertel getrieben werden.

Als Malbec Jahre später in der Zeitung las, dass sogar Zinédine Zidane, der wohl berühmteste Sohn Marseilles, plante, seine Fußballakademie Z5 nicht etwa in La Castellane zu errichten, wo er aufgewachsen war, sondern im vornehmeren Les Milles bei Aix-en-Provence, wusste er, dass er damals die richtige Entscheidung getroffen hatte, indem er Valéries Drängen nachgegeben hatte.

Ein halbes Jahr hatte er noch einen Kollegen in Aix vertreten müssen, dann war ihm die Mordkommission des Départements Vaucluse als neue Dienststelle zugeteilt worden. Warum auch hätte er in dieser lebensfeindlichen Vorstadtwüste zwischen den Plattenbauten der Sozialwohnungen, wo Armut und Drogen eine Schicksalsgemeinschaft bildeten, weiterhin für Recht und Ordnung sorgen und sein Leben Tag für Tag aufs Spiel setzen sollen? Nein, er hatte nicht als zweiter Fabio Montale enden wollen.

\*\*\*

»Ich fasse das Ganze jetzt noch einmal kurz für das Protokoll zusammen: Sie wollten heute Vormittag den Mont Ventoux auf der Nordroute mit dem Fahrrad erklimmen, dabei haben Sie, Monsieur Hiltrop, einen stark blutenden Radfahrer am Wegesrand entdeckt, der wahrscheinlich einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen war – richtig?«

Adjutant Émile Poinot sah in die Runde und wartete, dass die eilig hinzugezogene Behelfsdolmetscherin, die eigentlich Lehrerin am örtlichen Gymnasium war, seine Frage übersetzt hatte.

Die drei Freunde nickten. Frank Kerbel, Johannes Hiltrop und Stephan Schneider saßen in einem stickigen, lichtlosen Raum im Polizeipräsidium, um ihre Aussagen zu Protokoll zu geben. Obwohl sie sich zwischenzeitlich im Hotel umgezogen und geduscht hatten, waren sie bleich und spürbar mitgenommen.

»Haben Sie die Schüsse gehört?«

Die drei verneinten die Frage.